Paed. Pr.
433

1

Paed. Pr.
433-1

Bildergallerie

Paed. Pr. 433-1

Bildergallerie

Kleine Bildergallerie

von

guten und bösen

Knaben und Mädchen

in 24 Kupfern bildlich vorgestellt

und durch eben so viele

moralische Erzählungen

erklärt.

I.

Nürnberg,

In A. G. Schneider und Weigels Buchhandlung.

n. a. 1820

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der unbedachtsame Wilhelm.

Wilhelm sah einst auf einer Wiese einen bunten Schmetterling fliegen. Gleich lief er ihm nach, und wollte ihn erhaschen. Allein wie er mit seinen Augen immer auf den Schmetterling sah, so bemerkte er nicht, daß er an einen Graben kam — und fiel, so lange er war, hinein. Zum Glück war der Graben nicht tief, so daß er bald wieder herauskommen konnte. Indessen hatte er sich doch alle seine Kleider besudelt.

Wie er also nach Hause kam, fragte ihn sein Vater, was ihm begegnet wåre. Ich wollte nach einen Schmetterling greifen, und bin in einen Graben gefallen, antwortete er offenherzig, denn er håtte um aller Welt willen keine Lůge gesagt. Da hast du gewiß wieder nicht auf deine Fůße gesehen, versetzte der Vater. Nein, antwortete der Knabe, aber ich will es mir zur Warnung dienen lassen.

Seitdem ist Wilhelm ein rechtes Muster eines bedachtsamen Jůnglings geworden. Wenn er geht, so sieht er vor sich hin. Wenn er etwas sagt, so giebt er genau Achtung, ob es etwas bőses oder garstiges sey, und wenn er etwas thut, so denkt er allemal nach, ob es ihm auch nachtheilig seyn kőnnte.

Dabei ist er dann ungemein heiter und vergnügt, denn er begeht niemals etwas, das ihm Reue oder oder Verdruß verursachen könnte.

Der unglückliche Krüppel.

An einem schönen Frühlingstage machte Herr von Reizenstein mit seinem Sohne Jacob eine kleine Fußreise. Der Weg führte sie durch einen anmuthigen Wald, worinn eine zahllose Menge Vögel mit ihrem herrlichen Gesang wetteiferten.

Auf einmal rief eine Stimme hinter einem grossen Eichbaume hervor: „theilen Sie doch einem armen elenden Menschen auch etwas mit."

Der kleine Jacob war ganz erschrocken, der Vater nahm ihn aber bei der Hand, und beide giengen auf dem Baum zu, wo sie einen unglücklichen Krüppel fanden. Der Vater befahl den kleinen Ja-

cob, etwas Geld aus seinem kleinen Vorrathe dem armen Manne zu geben, und fragte ihn, wie er zu dem Unglück gekommen sey. Der Mann antwortete: ich war ehedessen so gerade und gesund wie Sie. Allein in meiner Jugend war ich ein leichtfertiges und sehr verwegenes Kind. Ich kletterte den ganzen Tag herum. Meine Eltern sagten immer zu mir: Kind! klettere doch nicht immer, aber ich folgte Ihnen nicht.

Einmal sah ich in unserem Garten unter dem Dache ein Vogelnest. Das mußt du haben, dachte ich, holte eine große Leiter, stieg hinauf auf das Dach und trat in die Dachrinne, die von Holz und schon halb morsch und verfault war. Knak! brach die Rinne, da lag

ich, mein rechter Arm und Fuß, die waren ganz zerbrochen. Nachdem ich lange gemartert worden war, mußten mir doch beide Theile abgeschnitten werden. Auf diese Art wurde ich ein Krüppel. Meine guten Eltern hinterließen mir einige hundert Gulden, die ich aber, weil ich nicht arbeiten konnte, verzehret habe, und nun muß ich von dem leben, was mir gute Herzen spenden. Meine Brüder hingegen, die nichts von den Eltern bekamen, aber gesunde Arme und Füße haben, sind wohlhabender als ich, sie erwerben sich so viel, als sie wünschen und brauchen. Ich erfahre es jezo zu meinem Schaden, daß gesunde Glieder mit keinem Gelde zu bezahlen sind.

Flatterhaftigkeit.

Julie war ein sehr leichtfertiges unbesonnenes Kind. Die Mutter hatte ihr auch tausendmal gesagt: „Spiele nicht mit dem Messer! Lasse die Scheere liegen! Greife nicht in das Feuer, nicht ins Licht!“ Wohl folgte sie einige Augenblicke, aber kaum war die Mutter abwesend, so war Alles vergessen, Rath, Warnung und Befehl. Einst mußte sie einige Augenblicke allein im Zimmer bleiben, und sollte auch auf ihre jüngere Schwester, Maria, Acht haben. Diese wußte noch nicht, daß man sich mit Messern verwunden könne. Sie nahm eines in die kleinen Hände, spielte damit, und — Julie half dazu. Auf

einmal schrie Maria, als faßte man sie bei den Haaren. Blut floß an ihrer Hand herab. Sie hatte sich vier Finger bis auf die Knöchel verwundet. Unaussprechlich waren ihre Schmerzen, und so lange sie lebte, konnte sie die linke Hand nicht mehr gebrauchen, wie vorher. Wie unglücklich man durch Unachtsamkeit in einem einzigen Augenblick werden kann.

Die Modischen Schuhe.

Ach liebe Mutter, sprach Louise, wenn ich doch auch solche schöne zierliche Füßchen hätte, als unsere Edelfrau. Es kleidet so herrlich! Wollen Sie mir nicht erlauben, ein paar enge Schuhe machen zu lassen? Glaubst Du Nettchen, daß Du dadurch glücklicher werden wirst, so habe ich nichts dawider: aber ich fürchte, es möchte Dich bald reuen.

Es wurde Meister Hartung, der wegen seiner schönen Schuhe im allgemeinen Rufe stand, geholt, und Nettchen bat denselben, die Schuhe ja recht zierlich und eng zu machen.

Die Schuhe erhielt Nettchen recht bald, fand sie hübsch und zog sie mit Anstrengung über ihre größeren Füße. Sie fühlte einige Schmerzen, doch was erduldet jungfräuliche Eitelkeit nicht. Ihre Mutter foderte sie zu einen Spaziergange auf, aber Nettchen büßte hart für ihre Thorheit. Als sie nach Hause kam und die Schuhe ausziehen wollte, waren ihre Füße dick geschwollen, und brannten wie Feuer. Ihre Mutter gab ihr folgende sehr gute Lehre. Will man Alles nachäffen, ehe man reiflich nachgedacht hat, ob es gut oder schädlich ist, so wird man oft angeführt. Lasse Dir Deine heutige Erfahrung für Dein ganzes Leben Belehrung seyn, daß der äußere Schein betrügt.

Der unreinliche Knabe.

Martin, der Sohn eines reichen Mannes, wurde in keiner Gesellschaft gerne gesehen, denn er war unreinlich und schmuzig. Wenn Martin reine Wäsche bekam, so war sie bald beschmuzt, denn er achtete gar nicht darauf, wo er sich hinsezte. Auch hatte er die üble Gewohnheit, die Feder, mit der er schrieb, so unvorsichtig auszuspritzen, daß seine Hosen immer Dintenkleckse bekamen, und wenn er fette Finger hatte, so wischte sie der Schmuzknabe gewöhnlich an seinen Kleidern ab. Kam er auf die Wiese oder in den Wald, oder auf einen Berg — pauz! da lag Martin auf der Erde und wälzte sich

herum, wie ein gewisses Hausthier, das ich nicht nennen will. Auch sein Gesicht und seine Hånde hielt Martin nicht reinlich; sie sahen oft aus, als wie ein umgegrabenes Gartenbeet, und zuweilen saß so viel Schmuz auf seinen Hånden, daß man ihn ohne Eckel nicht ansehen konnte.

Die kleine Friederike, zu der Martin öfters kam, war dagegen ein sehr reinliches Mådchen, und das gerade Gegentheil von dem schmuzigen Knaben. Aber, fragte er sie einmal, wie geht denn das zu, daß Du immer so sauber und nett seyn kannst? ich mag es machen wie ich will, so habe ich bald einen Fleck gemacht, bald ein Loch gerissen.

Nichts ist leichter, sagte sie, und meine Eltern würden übel zurechte kommen, wenn sie mir immer neue Kleider schaffen sollten. Erstlich wasche ich mich fleißig, zweitens greife ich nichts Unreinliches an, endlich krieche ich nicht an Orten herum, wo ich mich beschmuzen oder hängen bleiben kann. Bei Tische sehe ich mich wohl vor, daß ich nichts verschütte, sondern ich esse mit Bedacht, und wische mir die Hände sorgfältig ab. Martin sezte sich vor, es ihr nachzuthun. Es ward ihm schwer, denn er hatte sich schon schmuzig gewöhnt, doch brachte er es durch anhaltende Aufmerksamkeit endlich auch dahin.

---

ich, mein rechter Arm und Fuß, die waren ganz zerbrochen. Nachdem ich lange gemartert worden war, mußten mir doch beide Theile abgeschnitten werden. Auf diese Art wurde ich ein Krüppel. Meine guten Eltern hinterließen mir einige hundert Gulden, die ich aber, weil ich nicht arbeiten konnte, verzehret habe, und nun muß ich von dem leben, was mir gute Herzen spenden. Meine Brüder hingegen, die nichts von den Eltern bekamen, aber gesunde Arme und Füße haben, sind wohlhabender als ich, sie erwerben sich so viel, als sie wünschen und brauchen. Ich erfahre es jezo zu meinem Schaden, daß gesunde Glieder mit keinem Gelde zu bezahlen sind.

Flatterhaftigkeit.

Julie war ein sehr leichtfertiges unbesonnenes Kind. Die Mutter hatte ihr auch tausendmal gesagt: „Spiele nicht mit dem Messer! Lasse die Scheere liegen! Greife nicht in das Feuer, nicht ins Licht!“ Wohl folgte sie einige Augenblicke, aber kaum war die Mutter abwesend, so war Alles vergessen, Rath, Warnung und Befehl. Einst mußte sie einige Augenblicke allein im Zimmer bleiben, und sollte auch auf ihre jüngere Schwester, Maria, Acht haben. Diese wußte noch nicht, daß man sich mit Messern verwunden könne. Sie nahm eines in die kleinen Hände, spielte damit, und — Julie half dazu. Auf

einmal schrie Maria, als faßte man sie bei den Haaren. Blut floß an ihrer Hand herab. Sie hatte sich vier Finger bis auf die Knöchel verwundet. Unaussprechlich waren ihre Schmerzen, und so lange sie lebte, konnte sie die linke Hand nicht mehr gebrauchen, wie vorher. Wie unglücklich man durch Unachtsamkeit in einem einzigen Augenblick werden kann.

Die Modischen Schuhe.

Ach liebe Mutter, sprach Louise, wenn ich doch auch solche schöne zierliche Füßchen hätte, als unsere Edelfrau. Es kleidet so herrlich! Wollen Sie mir nicht erlauben, ein paar enge Schuhe machen zu lassen? Glaubst Du Nettchen, daß Du dadurch glücklicher werden wirst, so habe ich nichts dawider: aber ich fürchte, es möchte Dich bald reuen.

Es wurde Meister Hartung, der wegen seiner schönen Schuhe im allgemeinen Rufe stand, geholt, und Nettchen bat denselben, die Schuhe ja recht zierlich und eng zu machen.

Die Schuhe erhielt Nettchen recht bald, fand sie hübsch und zog sie mit Anstrengung über ihre grössseren Füße. Sie fühlte einige Schmerzen, doch was erduldet jungfräuliche Eitelkeit nicht. Ihre Mutter foderte sie zu einen Spaziergange auf, aber Nettchen büßte hart für ihre Thorheit. Als sie nach Hause kam und die Schuhe ausziehen wollte, waren ihre Füße dick geschwollen, und brannten wie Feuer. Ihre Mutter gab ihr folgende sehr gute Lehre. Will man Alles nachäffen, ehe man reiflich nachgedacht hat, ob es gut oder schädlich ist, so wird man oft angeführt. Lasse Dir Deine heutige Erfahrung für Dein ganzes Leben Belehrung seyn, daß der äußere Schein betrügt.

Der unreinliche Knabe.

Martin, der Sohn eines reichen Mannes, wurde in keiner Gesellschaft gerne gesehen, denn er war unreinlich und schmuzig. Wenn Martin reine Wäsche bekam, so war sie bald beschmuzt, denn er achtete gar nicht darauf, wo er sich hinsezte. Auch hatte er die üble Gewohnheit, die Feder, mit der er schrieb, so unvorsichtig auszuspritzen, daß seine Hosen immer Dintenkleckse bekamen, und wenn er fette Finger hatte, so wischte sie der Schmuzknabe gewöhnlich an seinen Kleidern ab. Kam er auf die Wiese oder in den Wald, oder auf einen Berg — pauz! da lag Martin auf der Erde und wälzte sich

herum, wie ein gewisses Hausthier, das ich nicht nennen will. Auch sein Gesicht und seine Hände hielt Martin nicht reinlich; sie sahen oft aus, als wie ein umgegrabenes Gartenbeet, und zuweilen saß so viel Schmuz auf seinen Händen, daß man ihn ohne Eckel nicht ansehen konnte.

Die kleine Friederike, zu der Martin öfters kam, war dagegen ein sehr reinliches Mädchen, und das gerade Gegentheil von dem schmuzigen Knaben. Aber, fragte er sie einmal, wie geht denn das zu, daß Du immer so sauber und nett seyn kannst? ich mag es machen wie ich will, so habe ich bald einen Fleck gemacht, bald ein Loch gerissen.

Nichts ist leichter, sagte sie, und meine Eltern würden übel zurechte kommen, wenn sie mir immer neue Kleider schaffen sollten. Erstlich wasche ich mich fleißig, zweitens greife ich nichts Unreinliches an, endlich krieche ich nicht an Orten herum, wo ich mich beschmuzen oder hängen bleiben kann. Bei Tische sehe ich mich wohl vor, daß ich nichts verschütte, sondern ich esse mit Bedacht, und wische mir die Hände sorgfältig ab. Martin sezte sich vor, es ihr nachzuthun. Es ward ihm schwer, denn er hatte sich schon schmuzig gewöhnt, doch brachte er es durch anhaltende Aufmerksamkeit endlich auch dahin.

Der falsche Ankläger.

Felician, ein kleiner Taugenichts, klagte oft seine Geschwistern fälschlich an, und hatte, wann sie es läugneten, so viel Dreustigkeit, das Gegentheil zu behaupten, daß der Vater oft glaubte, er habe wahr geredet. Wurden sie bestraft, so machte es ihm eine boshafte Freude. Oft suchte er sie auch durch kleine Neckereien zum Zorne zu reitzen, und wenn sie sich gegen ihn vertheidigten, so wußte er seine Anklage so vorzubringen, daß er immer recht hatte. Der Vater merkte dies endlich, und wartete auf eine Gelegenheit, wo er ihn unbemerkt beobachten konnte. Diese blieb nicht lange aus.

Eines Tags fand Felician irgendwo Kletten. Unbemerkt steckte er sie zu sich, und hieng sie seiner Schwester an die Haare, da sie eben vor dem Spiegel stund. Sie wurde es aber in demselben gewahr, drehte sich um, und schlug ihm auf die Finger.

In dem Augenblick lief Felician mit einem entsetzlichen Geschrei zum Vater, und sagte: seine Schwester habe ihm eine Ohrfeige gegeben, daß ihm alle Zähne im Munde wackelten. Der Vater fragte: „auf welchen Backen?“ Auf dem rechten, lieber Vater, versezte Felician. „Gut, sagte der Vater, damit der linke nicht zürne, so hast Du hier eine auf den linken; jene, die Dir Deine Schwester gab, war für das Necken, diese für Deine fal-

sche Anklage." Er gab sie ihm aber so derb, daß er es künftig nicht wieder wagte, weder zu necken, noch fälschlich anzuklagen.

Die Kinder und der Spiegel.

Ein Vater hatte eine etwas häßliche Tochter, und einen Sohn, der sehr schön war.

Beide Kinder besahen sich einmal in dem Spiegel ihrer Mutter. Der Knabe freute sich über seine Schönheit und zog seine Schwester mit ihrer Garstigkeit auf. Was helfen Dir nun, sagte er spottend, Deine schönen Kleider? Du wirst doch dein Lebetage nicht so gut gefallen, wie ich.

Die Schwester fieng an zu weinen, lief schluchzend zum Vater, und verklagte ihren Bruder, daß er ein so großes Verbrechen begangen, und in den Spiegel gesehen hätte, der doch den Mädchen allein gehöre.

Der Vater umarmte sie beide, denn das Mädchen war noch so klug, und sagte nichts von den Spöttereien ihres Bruders. Von nun an, sagte er, sollt ihr täglich in den Spiegel sehen. Du, mein Sohn, damit Du deine Gestalt durch die Flecken des Lasters nicht verderbest; und Du, meine Tochter, damit Du lernest, dasjenige, was Deiner Gestalt fehlt, durch Tugend und Artigkeit zu ersezen.

Das eitle Mädchen.

Ein Fräulein that fast nichts mit Lust und Fleiß, als was zum Puz gehörte. Vor ihrem sechzehnten Jahre verlor sie beide Eltern, und ward aus Mitleiden von ihrer vernünftigen Tante aufgenommen.

Schön war sie, und die Puzkunst verstand sie. Aber sie las wie ein vierjähriges Kind, und konnte weder recht schreiben noch rechnen.

Demungeachtet wollte sie einmal ein artiger Cavalier zur Gemahlin haben. Da er sie aber näher kennen lernte, und bald einsah, daß sie von nichts als ihrem Puz reden konnte, so verließ er sie kaltsinnig, und dachte bei sich selbst, diese könnte allen.

falls das Puzmädchen meiner künftigen Gemahlin werden.

Diese Demüthigung schlug gut an. Sie gab sich erstaunliche Mühe, und arbeitete fast Tag und Nacht, die Uebungen zu erlangen, welche sie in der Jugend versäumt hatte.

Die aufrichtige Sophie.

Sophie war ein sehr hübsches Mädchen. Sie war so sanft und so freundlich, wie ihr Gesichtchen, daß sie von allen, die sie kannten, geliebt wurde. Und wer hätte dem Kinde nicht gut seyn sollen, das seinen Eltern durch Folgsamkeit so viele Freude machte, und es aufrichtig gestand und bereute, wenn es einen Fehler begangen hatte.

Die gute Sophie konnte sich recht darüber betrüben, wenn sie von falschen Leuten und Lügnern reden hörte. Einst war sie sehr erzürnt über ihr Dienstmädchen, das ihr den bösen Rath gab, einen Fehler zu leugnen, den sie begangen hatte. „Bin

ich nicht doppelt strafbar, wenn ich etwas Böses thue, und noch dazu lüge?"

Diese Rede hörte ihr Vater. Freundlich nahm er das aufrichtige Kind auf seinen Schoos und sagte: Ja liebe Sophie, sage nie eine Unwahrheit, so werd' ich Dich immer so lieben, wie ich Dich jezt liebe. Eine Lüge vergrößert den Fehler, den Du begangen hast, auch wenn er verborgen bliebe; und wenn sie entdeckt wird, so muß sie Dich verächtlich machen.

O lieber Vater, antwortete Sophie, indem sie ihn umarmte, wenn ich alles thue, was Sie mir befehlen, so werde ich nie die Unwahrheit sagen dürfen.

Das lügenhafte Mädchen.

Malchen hatte sich so sehr ans Lügen gewöhnt, daß es viele Jahre brauchte, bis sie dieser abscheulichen Gewohnheit wieder los wurde. Man hatte ihr oft gesagt, daß Lügen gemeiniglich entdeckt werden. Däß man, insbesondere bei jungen Leuten, gar bald merken kann, was Wahrheit oder Unwahrheit sey. Daß die Lügner und Lügnerinnen gestraft, gehaßt, und in keiner Gesellschaft guter, aufrichtiger Menschen geduldet werden. Aber es brauchte lange Zeit, bis diese Wahrheiten Eindrnck auf ihr Gemüth machten.

Einst kam sie mit ihrem Lügen garstig weg. Sie wurde von ihrer Mutter in den Garten geschickt,

um von einem niedrigen Kirschbaume etliche Kirschen für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu holen. In diesem Jahre waren die Kirschen selten, und man hob sie blos für die Kranken auf. Die Mutter hatte daher Malchen Kirschen zu essen verbotten.

Als Malchen wieder kam, fragte die Mutter ob sie Kirschen gegessen habe, und sie versicherte, sie hätte keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund aufthat, da war von den gegessenen Kirschen Mund und Zunge roth gefärbt.

Die Mutter erschrack über diesen neuen Beweiß der Unart ihrer Tochter. Sie ließ daher den verlogenen Mund ihre Hände fühlen, und strafte das lügenhafte Mädchen von Stund an damit am em-

pfindlichsten, daß sie ihr lange Zeit kein Wort glaubte. Auch ihre Freunde und Freundinnen bat sie, kein Wort mit ihr zu reden, weil sie eine Lügnerin sey.

Dies kränkte Malchen so sehr, daß sie den lieben Gott herzlich bat, sie doch zu bessern. Er that es auch — und sie wurde von dieser Zeit an ein gutes Kind, eine Freundin der Wahrheit und aller Tugend.

Der Schein betrügt.

Wilhelm sah in einem Teich bei stillem Wetter das leuchtende Bild der Sonne. Vater, sprach er, kommen Sie eilig in den Garten, es ist ein grosses Feuer in dem Teiche.

Der Vater lachte, und gieng mit ihm hin. Sehen Sie nicht, Vater, wie es da brennt? rief Wilhelm. Ich sehe es wohl, mein Sohn, sprach der Vater, aber es ist das Bild der über uns stehenden Sonne, welche sich im Wasser spiegelt. Doch ich will Dich überzeugen, daß es kein Feuer ist. Darauf nahm er eine lange Stange, und hielt sie eine Weile in den Wiederschein der Sonne; und als er

sie herauszog, da mußte Wilhelm sie anfassen, und fand sie naß und kalt.

Als sie zurückkehrten, da verwunderte sich Wilhelm, wie es so feurig hätte aussehen können, da es doch kein Feuer wäre. Mein Sohn, sprach der Vater, das Bild der Sonne ist nicht die Sonne selbst; Dein Bild im Spiegel bist Du nicht selbst; denn zwischen dem Bilde und dem Abgebildeten ist ein großer Unterschied. Das Bild ist nicht die Sache selbst, der es ähnlich sieht. Der Schein betrügt oft, und darum brauchst Du den Unterricht erfahrner Leute, damit Du lernest nicht gleich einem jeden Anschein zu trauen, sondern durch den Verstand die Dinge zu prüfen.

Der Schein betrügt.

Wilhelm sah in einem Teich bei stillem Wetter das leuchtende Bild der Sonne. Vater, sprach er, kommen Sie eilig in den Garten, es ist ein großes Feuer in dem Teiche.

Der Vater lachte, und gieng mit ihm hin. Sehen Sie nicht, Vater, wie es da brennt? rief Wilhelm. Ich sehe es wohl, mein Sohn, sprach der Vater, aber es ist das Bild der über uns stehenden Sonne, welche sich im Wasser spiegelt. Doch ich will Dich überzeugen, daß es kein Feuer ist. Darauf nahm er eine lange Stange, und hielt sie eine Weile in den Wiederschein der Sonne; und als er

sie herauszog, da mußte Wilhelm sie anfassen, und fand sie naß und kalt.

Als sie zurückkehrten, da verwunderte sich Wilhelm, wie es so feurig hätte aussehen können, da es doch kein Feuer wäre. Mein Sohn, sprach der Vater, das Bild der Sonne ist nicht die Sonne selbst; Dein Bild im Spiegel bist Du nicht selbst; denn zwischen dem Bilde und dem Abgebildeten ist ein großer Unterschied. Das Bild ist nicht die Sache selbst, der es ähnlich sieht. Der Schein betrügt oft, und darum brauchst Du den Unterricht erfahrner Leute, damit Du lernest nicht gleich einem jeden Anschein zu trauen, sondern durch den Verstand die Dinge zu prüfen.

Wer sich vom äußern Schein betrügen läßt, fuhr der Vater fort, kommt manchmal schlecht weg.

Ursache und Wirkung.

Ich weiß nicht wie es zugeht, sprach Moriz, ich kann es zu nichts bringen, und wenn andere noch so viel an Geld und schönen Sachen haben, so habe ich immer nichts. Ich bin auch beständig verdrießlich — wenn ich unter den fröhlichsten Leuten sitze, so fehlt mir immer etwas, das ich nicht sagen kann, und das mich bei aller Gelegenheit traurig macht. Ueberdies sind mir die Leute nicht gut, und ich werde bald auf diese, bald auf jene Weise gestraft.

Das will ich Dir sagen, antwortete Valerian, Du bist kein fleißiger Arbeiter, und wenn Du Geld oder andere Geschenke bekommst, so hast Du nicht so viel

Verstand und Mäßigung, Dein Geld gut anzuwenden, und die Geschenke zu erhalten. Du kannst auch nicht ruhig und zufrieden seyn, denn Du hast ein böses Gewissen, das Dich zu allen Zeiten an Deinen Ungehorsam und an Deine Trägheit erinnert. Du bist feindselig gegen andere Menschen, auch Deine besten Freunde, stolz, eigensinnig und plauderhaft, darum sind Dir die Leute nicht gut, und wenn Du nicht besser wirst, so hast Du sicher noch mehr Unglück und zulezt die schwersten obrigkeitlichen Strafen zu erwarten.

Es kann nicht anders seyn — denn auf solche Ursachen folgen solche Wirkungen. Thue nichts Bö-

ses, so wiederfährt Dir nichts Böses! Halte Dich vom Unrecht, so trift Dich nicht Unglück.

Wenn ihr, lieben Kinder, euern Verstand gebrauchet, und über Alles vernünftig nachdenket, was euch vorkommt, so werdet ihr finden, daß Ursache und Wirkung immer miteinander verbunden sind.

Der unglückliche Knabe.

Franz von Seebach war der einzige Sohn vornehmer und reicher Eltern. Er war schön und wohlgestaltet. Ursachen genug, warum sie ihn äußerst liebten. Ihre Liebe war aber zu groß: denn sie ließen ihn aus lauter Sorge, daß er nicht krank werden möchte, nichts lernen, daher blieb er in der größten Unwissenheit und wuchs in dem unerträglichsten Eigensinn auf.

Seine Hartnäckigkeit nahm täglich zu. Endlich als er größer und und stärker wurde, hatte er die Verwegenheit, sich seinen eigenen Eltern, die ihn zum Fleiß anhielten, zu widersetzen, wenn sie sich

ihres Ansehens einmal bedienen wollten. Dies schmerzte sie so sehr, daß sie bald, eines nach dem andern, starben.

Nunmehr glaubte der Knabe, Herr aller seiner Handlungen zu seyn, ob er gleich sich selbst nicht zu regieren wußte. Er verthat in kurzem das ganze väterliche Vermögen, welches ansehnlich genug war, und da er nichts gelernt hatte, so war er nicht im Stande wieder etwas zu erwerben, wodurch er sich hätte erhalten können. Er faßte also den Entschluß, unter die Soldaten zu gehen. Da er aber weichlich erzogen war, sich niemals zur Ordnung gewöhnt, oder durch Fleiß zur Arbeit abgehärtet hatte, und hundert liederliche Streiche vornahm, so mußte er

täglich die härtesten Strafen ausstehen. Aber auch diese besserten ihn nicht, und sein Hauptmann sah sich endlich genöthiget, ihn fortzujagen.

Er gesellte sich hierauf zu einer Räuberbande, wurde bald nebst einigen dieser Bösewichter gefangen und zu einen schmählichen Tode verdammt.

Der wilde Knabe.

Es besuchte eines Tages ein reisender Kaufmann einen andern Kaufmann, und band sein Pferd draussen am Pfortenringe an.

Kaum war er hineingetreten, husch! war Ferdinand da, der Sohn dessen, bei dem dieser einsprach, und wollte sich die Gelegenheit zu Nuze machen, einmal auf einem Pferde zu sizen. Weil es nahe an einer Treppe stand, so war es ihm ein leichtes, hinauf zu springen.

Aber das Pferd, welches keinen fremden Reuter leiden wollte, fühlte ihn nicht so bald auf seinen Rücken, als es hinten und vorne ausschlug, und so lange in die Höhe sprang, bis der unglückliche Fer-

dinand herunter fiel. Im Fall versezte ihm das Pferd noch einen Hufschlag auf die Brust, daß er wohl auf drei Schritte weit fort flog, und dann für todt liegen blieb.

Das klare Blut stürzte ihm aus Mund und Nase, und alle hielten ihn für todt. Allein er kam nach einiger Zeit wieder zu sich selbst, und da gieng seine Marter erst recht an. Der Schade, den er in der Brust gelitten hatte, war unheilbar; er mußte unter großen Schmerzen beständig Blut spucken, und so lebte er noch vier Wochen, ehe er seinen Geist aufgeben konnte.

Das Mädchen und die Kaze.

Serena spielte auf ihrer Stube ganz allein. Ein kleines Käzchen, das sie sehr lieb hatte, lag neben ihr. Sie aß eben ein Stückchen Kuchen, das sie von ihrer Mutter bekommen hatte, und hatte ihrer Puppe, die vor ihr auf einen Stuhle stand, auch ein Stücken davon vorgelegt. Ein kleines Geräusch vor der Thüre machte ihre Neugier rege, sie entfernte sich von dem Stuhle, um zu sehen, was es wäre. Kaum war sie ein paar Schritte gegangen, so sprang das Käzchen auf und holte sich das Stückchen Kuchen, das Serena ihrer Puppe vorgesezt hatte. Serena sah es: „Willst du! willst du!" schrie sie, und lief nach der Kaze. Sie packte das

arme Thier bei dem Kopfe, und schlug mit der andern Hand ziemlich derb zu. Die Kaze, der die Schläge Schmerzen verursachten, sträubte sich. Sie versuchte aus den Händen ihrer Quälerin sich zu befreien, aber Serena hielt sie desto fester. Au weh! áu weh! meine Hand! meine Hand! — Serena klagte und weinte so laut, daß es ihre Mutter hörte, die gleich daneben in einer Stube war.

Was ist Dir, Serena? fragte die Mutter. Ach! sagte Serena weinend, und zeigte eine blutende Hand — sehen Sie nur, wie mich das böse Thier gekrazt hat! ach, das thut weh. Sie hat mir ein Stückchen Kuchen weggenommen, und das wollte

ich ihr wieder nehmen. Ich habe sie auch tüchtig geschlagen, und darüber hat sie mich gekrazt.

Die Mutter sagte zu ihrer Tochter, sie sollte ein andermal vorsichtiger seyn, so würde sie nicht mehr verwundet werden.

Der vereitelte Wunsch.

Bei einem reichen Bauer war Hochzeit, dazu viele Gäste geladen waren, unter denen auch der Prediger im Dorfe, mit seiner Frau und Kindern sich einfinden sollte. Die Kinder freuten sich sehr darauf und zählten beständig, wie viel Tage noch bis zur Hochzeit wären.

Endlich kam der Hochzeittag. Die Kinder brachten ihre besten Kleider hervor, zogen sie an und konnten kaum erwarten, bis es fortgieng. Sie warteten lange, bis ihr Vater und ihre Mutter kämen, aber diese kamen nicht. Da ihnen die Zeit zu lange wurde, so liefen sie in ihres Vaters Stube, hier lag ihr Vater krank im Bette, und die Mutter saß

traurig neben dem Bette und weinte. Zieht euch aus Kinder, sagte die Mutter, wir können nicht zur Hochzeit; unser guter Vater ist sehr krank. Da wurden die Kinder traurig, und giengen sich auszuziehen. Es wurde Abend und die lustige Musik von ferne erinnerte die guten Kinder aufs neue an das verlorne Vergnügen. Auf einmal schrieen die Leute im Dorfe Feuer! Feuer! die Kinder erschracken und liefen heraus vor das Dorf, und sahen das Haus wo die Hochzeit war, brennen. Die mehrsten Hochzeitgäste wurden krank, manche mußten auch sterben, weil sie von dem Feuer gelitten hatten.

O wie gut war es, daß wir nicht bei der Hochzeit waren, sagten die Kinder, wir hätten auch krank

werden oder wohl gar verbrennen können. Wenn nur unser guter Vater wieder gesund wäre. Wir wollen gewiß nie wieder unwillig werden, wenn es nicht gleich gehet, wie wir es wollen.

Der ehrliche Knabe.

Als ein gewisser Herzog einst in Venedig war, sprach ihn ein armer Knabe, um ein Allmosen an.

Der Herzog sagte zu ihm, er habe kein klein Geld — Der Knabe erbot sich, er wollte gehen, und ihm wechseln lassen. Dem Herzoge deuchte dieß lächerlich, weil von Kindern der Betteleute, die keine gute Erziehung haben, und gemeiniglich nicht viel Gutes von ihren Eltern sehen und lernen, nicht viel Ehrlichkeit zu ewarten ist. Um aber den Knaben los zu werden, gab er ihm einen Ducaten, in der gewissen Ueberzeugung, daß er ihn behalten würde.

Nach einer kleinen Weile aber brachte der Knabe die für den Ducaten eingewechselte kleine Münze.

Der Herzog gerührt und voll Verwunderung über die Ehrlichkeit des Kindes, ließ ihm nicht nur das Geld, sondern nahm ihn mit sich, ließ ihn erziehen, und beförderte ihn mit der Zeit zu den angesehensten Ehrenstellen.

Der Herzog hat diesen Vorfall auf einen Ducaten prägen lassen, und denselben zu Belohnungen der Ehrlichkeit bestimmt.

Der heldenmüthige Knabe.

Ein Knabe war noch nicht acht Jahr
Als ihn aufs nächste Dorf, wo etwa Kirchmeß war!
Um auch einmal ihm eine Lust zu machen,
Der Vater mit zu Pferde nahm.
Der Knabe, der vorher nicht aus der Stube kam,
Sah lauter wunderbare Sachen.
Neugierig war er von Natur:
Und das ist überhaupt den kleinen Leuten eigen.
Wie vielmal bat er nicht den Vater abzusteigen,
Und ihm bald das, bald jenes recht zu zeigen!
Bald sah er eine große Flur,
Die war ihm schon ein Reich; ein Hügel — Pyreneen;
Ihm waren Teiche große Seen,
Ein Birkenbusch ein ungeheurer Wald.

Zum Unglück kam aus inem Bauern-Gute.
Ein großer Pudelhund daher.
Was ist das? sprach das Kind, das nie mit Fragen
ruhte.
Ach! rief im Scherz der Vater, Sohn! ein Bär, ein
Bär!
Umarme mich! er lechzt nach unserm Blute!
Hier müssen wir des Todes seyn.
Gut, sprach das Kind, mir fällt ein Mittel ein:
Gleich Vater, wirf mich von dem Pferde!
Indem ich mich nun fressen lassen werde,
So jage du davon, das wir doch dich befrein.
O, welch ein Muth in scheinbaren Gefahren
Für einen Knaben von acht Jahren.

Das Mädchen am Bache.

Ein kleines Mädchen saß einst am Ufer eines schönen klaren Baches. Mit Vergnügen sah sie sich, die artigen Vergißmeinnicht, nebst andern Grasblümchen darin spielen, und den blauen Himmel und die schwankenden Erlen, die sich über ihr anmuthig darinnen bewegten.

Auf einmal war das Wasser trübe und in der heftigsten Bewegung, (vermuthlich hatten Knaben Steine hineingeworfen) Ihr Gesicht ward zugleich durch die erregten Wellen, bald verlängert, bald verkürzt, und das unreine Wasser gab ihr auch keine reizende Gestalt. — Sie fuhr vor Schrecken zurück, sprang auf, und lief und klagte es ihrer Mutter.

um von einem niedrigen Kirschbaume etliche Kir
für ihren kranken Bruder zur Erquickung zu h
In diesem Jahre waren die Kirschen selten,
man hob sie blos für die Kranken auf. Die M
ter hatte daher Malchen Kirschen zu essen verbot

Als Malchen wieder kam, fragte die Mutter
sie Kirschen gegessen habe, und sie versicherte, sie hät
keine Kirschen gegessen. Als sie aber den Mund au
that, da war von den gegessenen Kirschen Mund un
Zunge roth gefärbt.

ck über diesen neuen Beweiß
. Sie ließ daher den ver-
nde fühlen, und strafte das
Stund an damit am em-

g vor seinem Ge-
Knaben und einen
sehen, womit ihr
von jedem dasje-
ristian und Julius
parbüchsen geben,
den Brüder ver-
ten, daß sie sonst
schon im Voraus,
rdunkeln wollten.
erschien mit einer
ulius mit seinen
mit einen Blu-

Liebstes Kind, sagte, diese der Bach kann Dir zur Lehre dienen. Wenn Du gut bist, und Deine Seele der sanften Ruhe und Stille genießt, die aus Gehorsam und Tugend fließt, so ist auch Deine Gestalt so sanft, schön und heiter wie der klare, spiegelhelle Bach, und wie das Gesicht das er Dir zeigte; Du bist liebenswürdig und gefällst Allen, so wie Dir dies Wasser gefiel, worinn Du den Himmel und Dein eigen Bild sahest. Aber eine Ungezogenheit, eine üble Leidenschaft, als Zorn, Unwille, Eigensinn, Neid und Ungehorsam, mag nur Deine Seele trüben, so verliert sich auf einmal jene glückliche Ruhe.

Geschenke am Geburtstag eines Vaters.

Vater Gutmann, sagte den Tag vor seinem Geburtstag zu seinen Kindern, zween Knaben und einen Mädchen. Kinder, ich will doch sehen, womit ihr mich anbinden werdet, ich erwarte von jedem dasjenige, was ihm das Liebste ist. Christian und Julius liessen sich von der Mutter ihre Sparbüchsen geben, Karolinchen aber nicht. Ihre beiden Brüder verwunderten sich sehr: denn sie wußten, daß sie sonst kein Geld hatte, und freuten sich schon im Voraus, wie sie die durch ihre Geschenke verdunkeln wollten. Der morgende Tag kam. Christian erschien mit einer ansehnlichen geschmückten Torte; Julius mit seinen schönsten Ducaten, und Karolinchen mit einen Blu-

menstrauß, den sie des Morgens in aller Früh mit eigenen Händen gepflückt hatte; denn sie hatte sich ein kleines Gärtchen in etlichen Scherben gepflanzt, wartete und begoß die Blumen selbst, und machte dieß zu einer ihrer süßesten Beschäftigungen. Jedes brachte nun bei seinen Geschenke auch seine Worte an. Die Wünsche der Brüder waren von dem Informator gemacht, und auswendig gelernt. Karolinchen hingegen sagte: ich habe nichts lieber Vater, was ich Ihnen bringen kann, denn Alles was ich habe, gehört Ihnen, aber dieser Strauß ist mein. Ich habe die Blumen gepflegt, gepflückt und sie gebunden. Sehen Sie nicht auf den Werth, sondern auf mein Herz.

Die Brüder lachten über den Blumenstrauß, denn sie dachten: Blummensträuße kann man überall umsonst haben! Aber zu ihrer grösten Verwunderung, grief der Vater nach dem Letztern und sagte: ich danke euch allen dreien für den guten Willen, aber vorzüglich Karolinchen, denn ich muß euch sagen, daß sie am Besten gewählt hat. Sie bringt mir das Bild ihrer Jugend.

Das unvorsichtige Kind.

Ein Vater hatte in seinem Zimmer eine Gesellschaft guter Freunde, die sich mit ihm unterhielten. Indem sie miteinander redeten, kam sein Kind gelaufen, stolperte über die Schwelle, taumelte ins Zimmer herein, und schlug endlich mit der Nase nieder auf dem Fußboden.

Einigen aus der Gesellschaft mißfiel die Unvorsichtigkeit, andere fragten aus Geringschätzung, was er mit seinen Füßen machte, und Andere sagten noch was Anders.

Ein guter alter Mann aber, der dabei saß, seufzete und schwieg stille. Man fragte ihn, warum er seufzete? Ach, antwortete er, ich bedaure diesen Kna-

ben, daß er niemals einiges Glück in der Welt machen wird, denn er hat kein Nachdenken. Wenn er nicht mit den Augen, die er im Kopfe hat, sieht, wie wird er mit den Augen des Verstandes sehen? denn die müssen erst durch Nachdenken geschärft werden.

Diese wenigen Worte des alten Mannes, thaten eine so gute Wirkung bei dem Kinde, daß es ganz beschämt und niedergeschlagen in seine Kammer gieng. Es hat auch nach der Zeit gut gelernt, nicht allein vor sich sehen, sondern auch über sein Thun und Lassen nachdenken.

Von Spielen und Vergnügungen.

Als Martin, Wilhelm, Fritz, Karl, Sophie, Louise, Marie und Elisabeth Kinder waren, da spielten sie nach der Schule, wenn schön Wetter einfiel, manche Stunde.

Entweder einer sang, und die andern tanzten; oder sie sangen Alle unter den Schatten eines Baumes ihre Kinderlieder. Wann die Knaben Ball schlugen, oder Kegel schoben, oder in die Wette liefen, oder ihre Stärke versuchten: dann zogen sie ihre Kleider aus, um sie zu schonen; sobald sie aber aufhörten zu spielen, dann zogen sie ihre Kleider wieder an, um sich nicht zu erkälten.

Die sanftern Mädchen sahen dergleichen Spielen, welche sich für ihr Geschlecht nicht schickten zu, und flochten Kränze von Feldblumen für den Sieger.

Niemals sah man sie im Ernst sich zanken oder schlagen, auch nicht mit Koth sich besudeln, oder am Tage auf eine unanständige Art im Wasser baden. Dieses letzte, welches doch der Gesundheit sehr nützlich ist, thaten sie an abgelegenen Oertern, oder des Abends, wenn es dunkel war.

Und so blieben sie vergnügt und gesund, und alle freueten sich, wenn sie der unschuldigen Fröhlichkeit dieser guten Kinder zusehen konnten.

Unschuldige Freude ist allen Menschen erlaubt, nur unwürdige und freche Lustigkeit ist verboten.

Es ist Weisheit, Vergnügungen und Erholungen des Gemüths zu suchen, um desto gesünder und munterer die eigentlichen Geschäfte treiben zu können. Aber es ist Thorheit, sich beständig vergnügen und erholen zu wollen, ob man gleich nicht gearbeitet hat.

Das naschhafte Kind.

Ein Kind wurde von seiner einfältigen Amme alle Tage mit Naschwerk gefüttert. Es wurde dadurch so sehr an die Leckereien gewöhnt, daß es auch nachher als Mädchen sich immer darnach sehnte und gleich zugrief, wo es nur dergleichen stehen sah.

Vergebens warnte das Mädchen seine ältere Schwester, und rieth ihm, sich bei Zeiten davon zu entwöhnen, weil es nicht immer Leckereien haben könnte. Die Näscherin meinte aber das hätte so lange Zeit, bis sie es nicht mehr haben könnte, und versuchte nie sich zu zwingen. Endlich kam sie wirklich weg aus dem väterlichen Hause, in die Dienste eines Herrn, bei dem sie strenge gehalten wurde, und

wo es kein Naschwerk gab. Was that sie da? Sie kaufte sich täglich von ihrem Taschengelde Rosinen, Mandeln und Zuckerwerk, bis das Taschengeld verzehrt war.

Die Begierde zu naschen war unterdeß immer stärker geworden, und es war der Unglücklichen jetzt fast ganz unmöglich sich zu zwingen. Da sie nun kein Taschengeld mehr hatte, so verkaufte sie Anfangs ihre Kleidungsstücke, und da auch das verzehrt war, so (mich schaudert, indem ichs erzähle) bestahl sie ihren Herrn.

Aber wo geschieht etwas Böses, das über kurz oder lang nicht bekannt würde? Auch dieses wurde bekannt, und um der Schande und Strafe zu ent-

gehen, floh die Diebin in eine weit entfernte Gegend. Der Strafe war sie nun zwar vors erste entflohen, aber nicht auf lange! Da sie fortfuhr zu naschen und zu stehlen so fiel sie der Obrigkeit in die Hände, und endigte ihr Leben im Zuchthause.

Geschwisterliebe.

Die kleine Ernestine liebte ihren Bruder Franz sehr zärtlich, ohngeachtet er ihr zuweilen etwas unartig begegnete. Seit drei Monaten hatte sie ihr Taschengeld gespart, um etwas dafür zu kaufen, womit sie ihn an seinem Geburtstage beschenken könnte.

Dieser war gekommen, und Ernestine wollte mit den eingekauften Sachen, die sie in der Schürze hatte, in ihres Vaters Stube gehen, um sie da so lange zu verbergen, bis sie Alles beisammen hätte. Auf dem Weege dahin begegnete ihr der unhöfliche Bruder, und verlangte durchaus zu sehen, was sie in der Schürze habe? da sie sich weigerte, rieß ihr

endlich der unartige Bruder die Schürze mit Gewalt los, und alle ihre schönen Sachen fielen zur Erde.

Traurig gieng Ernestine ins Nebenzimmer und weinte bitterlich — Franz stand ganz betroffen da, und sah Wachskerzen, Bänder, Blumen, Spielsachen und Kuchen vor sich liegen. Er wußte lange nicht, was alle die schönen Sachen bedeuten sollten. Endlich hob er ein Band auf, auf welchen er die Worte las: Glückwunsch für meinen guten Bruder an seinem Geburtstage.

Nun erkannte Franz die Absicht seiner guten Schwester, und wußte nicht, wo er vor Schaam und Reue sein Gesicht verbergen sollte. Endlich lief er zu seiner Schwester die er sehr niedergeschlagen und

weinend antraf. Kannst Du mir vergeben liebes Schwesterchen! rief er wehmüthig aus. Das gute Mädchen konnte nicht lange zürnen; beide umarmten sich auf das zärtlichste, und Ernestine sagte: Ich habe nun erlangt, was ich wünschte; ich wollte Dir durch die kleinen Sachen meine Liebe zu erkennen geben, um Dich zu bewegen, mich wieder zu lieben. Jetzt sehe ich daß Du mir gut bist.

Franz war tief gerührt, erkannte und bereute seine Unart, und versprach seine Schwester nie wieder zu beleidigen. Beide brachten darauf den ganzen Tag sehr vergnügt miteinander zu; und von der Zeit an liebte Franz seine Schwester eben so zärtlich, als er von ihr selbst geliebt wurde.

Die zänkischen Kinder.

Es läßt sich kaum etwas denken, das mit Recht allgemeiner misfällt, als wenn Geschwister untereinander in Zank und Streit leben. Und doch giebt es der unartigen Kinder so viele, die mit ihren Brüdern und Schwestern sich nicht vertragen. In der Reihe derselben stehen Julius und seine Schwester Euphrosina. Selten vergieng ein Tag, daß sie sich nicht schimpften oder schlugen. Immer hatten sie Zwist, und man hörte nichts als Klagen und Weinen.

Vater und Mutter hatten sie oft deswegen ermahnt, hatten ihnen gesagt, daß sich Brüder und Schwestern liebhaben und vertragen müßten, sonst

könnten sie sich unglücklich machen. Die Kinder hörten es an, und versprachen, sie wollten sich künftig darnach richten. Aber sie vergaßen ihr Versprechen immer wieder; das war nicht ehrlich.

Einsmals baute Julius aus allerlei kleinen Bauhölzern etwas, das sollte ein Haus mit einen kleinen Garten vorstellen, und da er bald fertig war, hatte er eine große Freude darüber.

Euphrosine die zusah, freute sich nicht, sondern tadelte den Bau ihres Bruders. Julius besorgte, seine Schwester mögte ihm sein Gebäude umstoßen, und sagte einigemal zu ihr: „Stoß ja nicht an den Tisch, Euphrosine, geh weg.“

Euphrosine stieß ihren Bruder zum Possen an den Tisch, und das Gebäude stürzte zusammen.

Julius wurde darüber so erzürnt, daß er mit einem Stück Holz, das er in der Hand hatte, zuschlug und Euphrosinen just aufs linke Auge traf. Dieses wurde gleich dick und roth, und Euphrosine schrie entsetzlich über Schmerzen.

Die Mutter hörte das Geschrei, und sah Euphrosinens dickes Auge, fand aber zum Glück daß der Augapfel nur wenig beschädiget war. „Was habt Ihr denn gemacht, Ihr bösen Kinder?"

Euphrosine. Julius hat mich mit einen Stückchen Holz geschlagen.

Julius. Weil mir Euphrosine mit Willen mein Haus umgestoßen hat.

Die Mutter sagte zu Euphrosinen: „Du hast schon Deine Strafe an dem dicken Auge, welches Du genug fühlen wirst.“

Der Vater kam nach Hause, und hörte die Unarten seiner Kinder. Er gab Julius die verdiente Strafe. „Habe ich Euch Kinder nicht immer zur Verträglichkeit ermahnt, und habe ich Euch nicht strenge verboten, daß Ihr nicht selbst straffen sollt, wenn Eins dem Andern Unrecht thut. Wenn die Menschen diejenigen selbst bestrafen dürften, von denen sie beleidiget worden sind, so würde manchmal Mord und Todtschlag geschehen, und noch öfter solches Unglück wie Du heute angerichtet hast.

Das mäßige Kind.

Jacobine bekam an ihrem Geburtstag, von ihrer Tante viele schöne Geschenke, und unter andern auch vielerlei Zuckerwerk.

„Ei," rief das erfreute Mädchen, „eine so große Menge schöner Sachen habe ich niemals beisammen gesehen, noch in meiner Gewalt gehabt. Sehen Sie doch, lieber Vater, sehen Sie wie ich auf einmal so reich bin! Alles dieses hat mir die gute Tante gegeben, um meinen Fleiß zu belohnen."

Der Vater fragte seine Tochter: „Glaubst Du nicht liebe Jacobine, daß dies zu viel ist?" „Verzeihen Sie mir, lieber Vater," antwortete sie, „ich esse

von den Leckereien alle Tage nur ein kleines Stückchen, oder so viel, als Sie mir zu essen erlauben werden, das wird nicht zu viel seyn. Und um Sie zu überzeugen," setzte sie noch hinzu, „daß zu meiner Befriedigung nur etwas weniges hinlänglich ist, bitte ich Sie, alles Zuckerwerk in Ihre Verwahrung zu nehmen, und mir davon nicht mehr zu geben, als Sie für dienlich erachten werden, und damit will ich zufrieden seyn."

Diese Genügsamkeit gefiel dem Vater ausserordentlich. „Du sprichst wie ein vollkommen vernünftiges Kind," versetzte er, „und wenn Du so fortfährst, so wird es Dir niemals an wahren Vergnügen, niemals an Ueberflusse, niemals an Ehre fehlen.

Ich will, Gott mäßig im Genusse
Der Gaben Deiner Güte seyn,
Und nichts von Deinem Ueberflusse
Durch wilde Schwelgerei entweihn.
Drum Mäßigkeit und Nüchternheit,
Das ist die beste Dankbarkeit.

Die Mädchen auf dem Hühnerhofe.

Battine und Esther waren fast nirgend lieber, als auf dem Hofe, wo sich die jungen Hühner, und Enten befanden. War niemand in der Nähe, so liefen sie wohl hinter den jungen Hühnern und Putern her, und suchten sie zu haschen. Da dies die Mägde einigemal sahen, so warnten sie die Kinder, weil die Eltern solchen Unfug nicht unbestraft lassen würden. Die Mädchen kehrten sich aber nicht daran, sondern folgten ihrer Neigung.

Einmal hatten Battine und Esther einen kleinen Handkorb, und liefen damit hinter den jungen Hühnern her. Sie bekamen eines nach dem andern,

setzten es in den Handkorb, und machten den Deckel zu. Dabei war nun Battine so unvorsichtig, daß sie ein junges Huhn mit dem Fuße trat, welches auf der Stelle todt war.

Erschrocken und voll Angst liefen die Mädchen davon, und ließen den Handkorb draußen stehen. Die Mutter konnte es den Mädchen leicht ansehen, daß sie erschrocken aussahen. „Was fehlt euch?“ fragte sie. Die Kinder sprachen kein Wort. Bald aber kam die Magd und sagte: daß sie ein todtes junges Huhn gefunden hätte. Sogleich rief die Mutter Battinen und Esther zu sich, und sagte: „Gewis habt ihr das Hühnchen todt gemacht! Kommt und sagt mir, was ihr angefangen habt.“

Die Kinder weinten, und mußten mitgehen. „Wie kömmt der Armkorb hierher?“ fragte die Mutter, da sie auf den Hof kam. Sie nahm ihn in die Hand, und sah hinein; da lagen noch drei kleine Hühner darin, die waren auch todt gedrückt. Nun mußten die Kinder sagen, was sie gethan hatten, und die Mägde sagten auch, daß sie es ihnen schon oft verboten hätten.

Die Mutter gab den Kindern nicht nur einen derben Verweis, sondern sie bekamen auch die Ruthe, und es wurde ihnen verbotten, wieder allein zu den jungen Hühnern zu gehen.

Das enthaltsame Mädchen.

Elwinens Mutter gieng in Gesellschaft. Beim Weggehen gab sie ihrer Tochter noch die gute Lehre: sie sollte ja in ihrer Abwesenheit immer so gut seyn, als wenn sie bei ihr wäre. Elwine versprach es zu thun.

Die Mutter war nicht lange fort, so bemerkte, Elwine, daß sie den Schlüssel zur Speisekammer vergessen hatte. Sie nahm ihn und schloß die Speisekammer auf. Ei, was waren da für schöne Sachen. Ein Honigtopf, eine Büchse voll eingemachter Kirschen, eine Schachtel voll Haselnüsse, eine andere voll Bruchmandeln, ein Teller mit Caffeebrod.

Da stund nun die gute Elwine und wußte nicht was sie thun sollte. Sie sah bald auf den Honigtopf, bald auf das Kaffeebrod, bald da, bald dorthin, und je mehr sie diese Leckerbissen ansah, desto lüsterner wurde sie. Endlich grief sie in die Haselnüsse, da erwachte das Gewissen. Das Herz pochte ängstlich, der ganze Leib zitterte. Auf einmal sagte sie: „pfui! bist Du nicht ein albernes Kind! so viel Angst machst Du Dir um ein paar Nüsse. Gewis das ist Gottes Sprache, der meine Bosheit sieht, daß ich mich so ängstige und zittere. Ach lieber Gott, wenn Du schon strafest, da ich nur den Willen habe, Böses zu thun: wie hart wirst du mich strafen, wenn ich meine liebe Mutter bestohlen

habe. — Die liebe Mutter — ich darf sie ja nur bitten, so bekomme ich mehr Nüsse, als ich jetzo entwenden wollte."

Die Mutter kam nach Hause, und Elwine übergab ihr den Schlüssel, und erzählte, wie sie in Versuchung gekommen wäre von den Haselnüssen zu nehmen; es sey ihr aber eingefallen, daß dieses Unrecht wäre, und sie hatte es unterlassen.

Mutter. Komm liebes Mädchen, küsse mich. Du bist heute in großer Versuchung gewesen, — Du hast aber überwunden, ich will Dich auch belohnen.

Sie gieng und holte ihr einen Teller voll Haselnüsse. „Hier," sagte sie, „gutes, ehrliches Kind, genieße dieses mit guten Gewissen. Es wird Dir

wiß besser schmecken, als wenn Du die ganze Speisekammer geplündert und Dich vor mir hättest fürchten müssen."

Elwine war vor Freuden entzückt. Sie brachte es so weit, daß sie die leckerhaftesten Speisen sehen konnte, ohne etwas zu naschen.

Vom Geiz.

In einer großen Stadt wohnte ein alter Mann, der viel Geld hatte, aber er gab auch keinen Menschen etwas davon. Wenn arme gebrechliche Leute an seine Thüre kamen, so sagte er: „Geht nur immer weiter! Hier wird nichts ausgetheilt; ich bin selber ein armer Mann." Er selbst lebte auch sehr elend, aß nichts als trocken Brod und trank Wasser. Er wollte auch keinen Menschen um sich leiden, weil er dachte, sie könnten ihm sein Geld nehmen. Weil er aber nicht ganz allein seyn wollte, so kaufte er sich einen Affen und spielte mit ihm. Er zählte sein Geld alle Tage und der Affe auch mit. Denn die Affen machen alles nach, was die Menschen machen.

Einsmahls gieng der Geizhals in die Kirche und ließ seinen Kasten offen stehen. Nun setzt sich der Affe an den Geldkasten, und trug das Geld ins Fenster. Hernach machte er das Fenster auf, und warf ein Goldstück nach dem Andern hinaus.

Als die Leute das Geld fliegen sahen, liefen sie herbei, nahmen es hinweg, und riefen immer: „Herr Affe, mir auch was! mir auch! mir auch!“ — Darüber hatte der Affe eine große Freude, und warf immer mehr hinaus.

Endlich kam der Geizige aus der Kirche, und sah den Lerm vor seinem Hause. Er sah auch den Affen im Fenster wie er das Geld wegwarf. Da ward er erschrecklich böse, jagte die Leute fort, und

schlug den armen Affen todt. Aber er bekam sein Geld doch nicht wieder, und die Leute lachten ihn noch dazu aus.

Vom Wechsel der Jahrszeiten.

Sohn. Als ich heute spazieren gieng, ist mir warm geworden. Am Weihnachtstage hat es mich in der Kirche gefroren; und da ich mit Ihnen, lieber Vater, im Jenner im Schlitten über Land fuhr, so bin ich vor Kålte ganz steif geworden. Was ist die Ursache der abwechselnden Kålte und Wårme? Wie kommt es, daß wir bald Sommer und Winter, bald lange und kurze Tage haben?

Vater. Diese Frage kann ich Dir hier im Garten nicht hinlånglich beantworten. Um die Sache recht zu verstehen, muß man Kenntnisse haben, die ich von Deiner Jugend nicht fordern kann. Doch

will ich Dir etwas erzählen, das Du immerhin auf Treu und Glauben von mir annehmen kannst.

Sohn. Seyn Sie so gütig, bester Vater! Ich habe schon oft erfahren, daß alles eingetroffen ist, wie Sie mir vorher gesagt haben.

Vater. Gut. So wirst Du mir glauben, wenn ich Dir sage: Unser Erdboden hat die Gestalt einer großen, sehr großen Kugel; er bewegt sich, wie sich eine Kugel drehen läßt; oder wie sich ein Wagenrad um seine Axe bewegt, so wälzet sich unsere Erde herum in 24 Stunden.

Sohn. Das ist mir was neues. Unsere Erde ist eine Kugel. Sind vielleicht die Franzosen in ihren

Luftschiffeu so weit in die Höhe gestiegen, daß sie den Erdboden überschauen, und dessen kugelförmige Gestalt betrachten konnten?

Vater. Nicht so. Ueber unsern Erdball können wir nicht so hoch hinaufkommen. Man hat aber sonst gute Gründe, aus denen sich die runde Gestalt der Erde beweisen läßt. Wenn du von einer Stadt oder einem Dorfe noch ziemlich weit entfernet bist, so kannst Du nichts sehen als die Spitzen des Kirchthurms und anderer hohen Gebäude. Kommst Du näher, so bemerkst Du die Dächer, die niedrigen Häuser, und darauf das dritte und zweite Stockwerk derselben. Diejenigen, welche auf dem Meere fahren, haben öfters eine Erscheinung, die

ihnen die runde Gestalt der Erde sehr wahrscheinlich macht. Mehrere Schiffe begegnen einander auf ihrer Reise. Wäre die Oberfläche des Meers so gleich und gerade, wie unser Gartensaal, so könnten die von einander noch entfernten Schiffe völlig, oder doch wenigstens durch ein Fernrohr, überschauet werden. Unser Garten ist nicht bergicht, er liegt gleich und eben. Gesetzt, Dein Bruder steht an der Hinterthür, und Du kommst durch den vordern Eingang in den Garten: kannst Du nicht seine Gestalt vom Kopf bis auf den Fuß bemerken?

S o h n. Warum nicht? Es müßte nur seyn, daß er von der Hinterthür weggelaufen, oder sich hinter die Hecke, hinter einen Baum oder eine Säule,

verbergen wollte. — Kann man denn die Schiffe auf dem Meere nicht völlig überschauen, wenn sie von einander entfernt sind?

Vater. Nein, mein Sohn! zuerst werden die Mastbäume, dann die Segel, hernach die untern Theile der Schiffe, sichtbar. Das läßt sich nicht besser erklären, als wenn wir annehmen, daß die Schiffe sich wie auf einer zirkelförmigen Linie bewegen. Um Dir die Sache noch begreiflicher zu machen, so bringe mir eine Kugel von unserer Kegelbahn.

Sohn. Die will ich sogleich holen. — Hier ist sie.

Vater. Du hast vielleicht noch nicht gehört, daß sehr viele Schiffer die Erdkugel umfahren ha-

ben. Nach zurückgelegter Reise haben sie bestätiget, daß die Erde eine kugelförmige Gestalt haben müsse. Um Dir die Sache etwas deutlich vorzustellen, so will ich mit der Kreide einen Punkt auf die Kugel machen. Der Punkt soll London vorstellen. Von London aus sind Leute gegen Abend abgesegelt, und sind von Morgen zurückgekommen; eben daselbst sind andere gegen Morgen abgefahren, und in der Gegend von Abend wieder angelandet. Hätte dieses geschehen können, wenn der Erdboden die Gestalt eines Vierecks, oder Triangels oder einer andern Figur hätte?

Sohn. Nach dem, was Sie mir erzählen, muß ich glauben, daß die Erde eine Kugel sey. Auf ei-

einer Kugel kann eine Mücke oder ein Käfer von einer Seite auf die andere kriechen: wenn aber der Käfer an den Rand des viereckigten Tisches kommt, so fällt er in die Tiefe. Sie sagten mir, lieber Vater, die Leute, welche von London gegen Abend abgefahren seyen, haben von Morgen her bei London wieder angelandet. Dieß kann ich mir nicht besser vorstellen, als wenn ich glaube, daß die Erde eine Gestalt habe, die unsrer Kugel ähnlich ist. — Unsre Kugel liegt jetzo auf dem Tische. Auf welchem Grunde ruhet denn unser Erdball?

Vater. Er schwebt in freier Luft, und wird von der allmächtigen Hand des großen Urhebers der Welt unterstützt, so wie wir den Mond und die

Sterne in dem unermeßlich großen Raume schimmern sehen. Du hast Dir vorgestellt, auf dieser Kugel sitze ein Käfer. Nun will ich die Kugel in meine Hände nehmen, aber den Käfer nicht berühren. Du sollst das Thier nicht im geringsten beunruhigen, aber doch die Kugel zwischen meinen Händen schicklich herumdrehen: glaubst Du, daß der Käfer von der Kugel herabfallen müsse?

Sohn. Wenn die Kugel nicht zu heftig bewegt, oder an dieselbe mit Gewalt gestossen wird, so kann der Käfer auf der Kugel bleiben, und ich sehe keine Nothwendigkeit, daß er herunter fallen müsse.

Vater. Gut, lieber Wilhelm. Eben so urtheile von unserm Erdball. Wenn sich gleich der-

selbe um seine Axe herumdreht, so haben wir doch nicht zu fürchten, daß die hohen Gebäude und Thürme, wenn sie sich mit der Erde wenden, herunter fallen und in die Tiefe versinken.

Sohn. Sehen Sie denn aber nicht, lieber Vater, wie sich der Käfer mit den kleinen Spitzen seiner Füsse an die Kugel anhält und einklammert? wenn er dieß nicht thäte, so würde er nicht auf der Kugel sitzen bleiben.

Vater. Du hast recht. Ich will dir auch eine Frage vorlegen. Wenn Haarpuder auf deinen Kopf gestreuet wird, so fliegt vieles in die freie Luft. Wo kommt das feine Mehl hin? oder wo bleibt

der Rauch einer mit Schießpulver geladenen und losgebrannten Flinte? Werden diese sehr kleinen Theile nicht wieder auf den Erdboden herunter fallen?

Sohn. Ja, wenn sie sich von der Höhe auf den Erdboden zurückwenden. Was soll ich daraus lernen?

Vater. Du sollst die Weisheit und Allmacht des Schöpfers bewundern, der jedem Körper eine gewisse Schwere beigelegt hat. Das kleinste Stäubchen des Erdbodens ist mit einem unsichtbaren Bande angefesselt, hat eine Neigung sich mit ihm zu vereinigen, und kann von demselben nicht getrennt werden.

Sohn. So hab' ich also nicht zu fürchten, daß die Kirchen und Häuser durch die Bewegung der Erde wegfallen. — Was folgt denn aber, wenn sich die Erde in Zeit von 24 Stunden um sich selbst herumdreht?

Vater. Daher entsteht Tag und Nacht. Ich will Dir dieß durch unsre Kugel deutlich machen. Der Punkt, den ich vorhin mit Kreide bezeichnete, soll unsern Wohnort vorstellen. Jetzt leg' ich diesen Punkt im Schatten auf dem Tisch, so, daß wir denselben nicht bemerken, ob wir gleich die Kugel auf allen Seiten betrachten. Kann auf dem Theil der Kugel, welcher auf dem Tische aufliegt, ein Sonnenstrahl durchdringen? Kann eine Kugel von einem

Licht, oder auch von der Sonne mehr als zur Hälfte erleuchtet werden?

Sohn. Nein.

Vater. Ist es also dort sehr finster?

Sohn. Ja.

Vater. Wenn dergleichen mit unserm Wohnorte geschieht, so haben wir Mitternacht. Nun will ich die Kugel langsam drehen. — Kommt jetzt der Punkt ins Licht? kannst Du ihn sehen?

Sohn. Ja! Das heißt gewiß so viel, als es wird Morgen.

Vater. Recht so. Wenn ich die Kugel weiter bewege, und der Punkt so hoch kommt, daß er

wie in gerader Linie vor unsern Augen liegt, so haben wir Mittag. Und was bekommen wir, wenn die Kugel weiter gedreht wird, daß sich der Punkt immer herabsenkt?

Sohn. Ohne Zweifel Abend. Jetzt begreife ich, wie durch Herumdrehung der Erde Tag und Nacht entstehen kann. Wie kommt es denn aber, daß wir vom Herumwälzen unsers Erdballs nichts empfinden.

Vater. Unsre Empfindung kann in diesem Falle nichts entscheiden. Da Du mit mir zu unserm Freund im Schlitten fuhrst, so bist Du auf einer Stelle unbeweglich sitzen geblieben, und doch ist uns

vorgekommen, als ob die Häuser und Bäume bei uns vorbei liefen. Wollten wir nach dem Augenscheine urtheilen, so müßten wir glauben, die Sonne und Sterne drehen sich um die Erde herum. Allein es ist umgekehrt. Die Erde dreht sich in 24 Stunden um ihre Axe, und in einer Zeit von 365 Tagen und 6 Stunden vollenden sie ihren Lauf um die Sonne.

Sohn. So soll gewiß die Sonne stille stehen? Es sagen aber doch alle Leute: die Sonne gehet auf, steiget höher und gehet unter?

Vater. Die Leute reden, wie sie belehrt sind, und urtheilen nach ihren sinnlichen Begriffen. Aber

unsre sinnlichen Begriffe können uns auf Vorurtheile führen.

Sohn. Mein Lehrer hat mir freilich erzählt, die Sonne sey viel tausendmal größer, als unsre Erdkugel; und es sey schicklicher, daß die kleine Erdkugel sich um die große Sonne herumwälze, als daß die unermeßliche Sonne sich um den geringen Erdball herumdrehen soll.

Vater. Dein Lehrer hat Dir die Wahrheit gesagt. Bitte ihn, daß er unter meinen Landcharten zwo aufsuche, mit dem Titel: 1.) Systema Solare et Planetarum. 2.) Phaenomena in Planetis primariis, und Dir solche erkläre. So wird Dir kein Zweifel

übrig bleiben; dann wirst Du auch verstehen, was ich Dir von der Abwechslung der vier Jahrszeiten sagen will. Mit der Kreide mahle ich zwei Zirkel an die Wand. Wenn Du einen Apfel in der Mitte durchschneidest, oder wenn ich mein Sackuhrgehäus weit genug aufmache, so hast Du vor Dir zwo halbe Kugeln.

Sohn. Was bedeuten die zwei Zirkel?

Vater. Sie stellen die Erdkugel auf der Seite gegen Mittag, und auf der Seite gegen Mitternacht vor.

Sohn. Was soll der gerade Strich durch die zwei Zirkel vorstellen?

Vater. Auch dieser soll Dir eine gleiche Theilung der Erdkugel abbilden. Sage mir: Was ist besser, wenn der an sich finstere Erdball von der Sonne nach und nach erleuchtet wird, oder wenn nur einige Theile Licht bekämen, und andere in beständiger Finsterniß bleiben müssen?

Sohn. Ohne Zweifel wird des Schöpfers Weisheit und Güte mehr verherrlichet, wenn alle Theile des Erdbodens Wärme und Fruchtbarkeit erhalten, als wenn einige Theile wüste und leer bleiben.

Vater. Du hast recht. In der Absicht hat des Höchsten Weisheit dem Erdball eine solche Lage gegen die Sonne gegeben, daß sie von der Sonne

an allen Orten nach und nach beschienen, und durch ihren wohlthätigen Glanz zum frohen Aufenthalt für Menschen und Thiere geschickt wird. Die Erde rollt nicht in einer solchen Richtung um die Sonne herum, wie z. B. diese Kugel auf unsrer Kegelbahn sich fortwälzt. Wie aber die Lage des Erdbodens gegen die Sonne beschaffen sey, kann man am besten des Abends beim Licht, oder an einer künstlichen Erdkugel (Globus terrestris) zeigen. Bitte Deinen geschickten Lehrer um diese Gewogenheit.

Sohn. Das will ich nicht vergessen.

Vater. Nicht zu allen Zeiten ists warm, ob gleich die Sonne scheint. Man weiß aus Erfah-

rung, daß die Sonnenstrahlen, wenn sie in gerader Linie sich herabsenken, wie z. B. eine Bleikugel an einem Faden herabhängt, sehr starke Wirkung thun. Je schräger aber die Sonnenstrahlen auf die Erde fallen, desto weniger geben sie Licht und Wärme.

Sohn. Daher kommt es gewiß auch, daß die Schiffe, wenn sie unter der Linie fahren, keinen Schatten von sich werfen. Wo ist denn wohl der Ort, den die Schiffer die Linie nennen?

Vater. Die Gelehrten haben gewisse Zeichen ersonnen, durch welche sie ihre Gedanken auszudrükken pflegen. Sie haben auf den künstlichen Erdkugeln und Landcharten Zirkel und Linien gezogen, und

sind übereingekommen, mit Hülfe dieser Zeichen ihre Lehren bekannt zu machen. Du siehst z. B. hier zwei Zirkel. Diese zwei Zirkel stellen Dir die zwei Seiten unsrer Erdkugel vor. Wenn ich Dir meine Sackuhr vor die Augen lege, so kannst Du sie auf beiden Seiten nicht zugleich beobachten. Wenn ich eine Kugel gegen die Sonne oder gegen ein brennendes Licht halte, so wird sie nur auf der einen Seite beleuchtet, und die andere bleibt im Schatten. Sag' mir also: was bedeuten die zwei Zirkel?

Sohn. Unter den zwei Zirkeln werde ich mir also den ganzen Erdball vorstellen sollen. Allein was bedeutet die gerade Linie, die bei (a) durch die zwei halbe Kugeln gerade durchgeht?

Vater. Diese Gegend auf dem Erdboden nennen die Schiffer die Linie, und die Mathematiker den Aequator, oder Gleichmacher, weil er die Weltkugel in zween gleiche Theile zerlegt, nemlich in den nördlichen und südlichen Theil. Wenn nun die Sonne ihre Strahlen in die Mitte des Erdbodens senkrecht wirft (siehe a), so ist Tag und Nacht gleich. Was haben wir alsdann für eine Jahrszeit? Wie lang war der Tag wenige Wochen vor Ostern?

Sohn. Ich will in meinem Sackkalender nachsehen, — 12 bis 13 Stunden.

Vater. Gut. Was liest Du beim 21. Merz?

Sohn. Hier steht Frühlings Anfang.

Vater. Ganz recht. Wenn die Sonne ihre Strahlen auf die Mitte des Erdbodens Jahre und Tage senkrecht fallen ließe, so würde hier alles vor Hitze verbrennen; die Orte gegen Norden und Süden hingegen würden wieder nicht genug Licht und Wärme erhalten. Daher hat des Höchsten Weisheit unsrem Erdball gegen die Sonne eine solche Lage gegeben, daß alle seine Theile in schicklicher Ordnung erleuchtet und erwärmt werden können.

Sohn. Was bedeuten die halben Zirkel, davon der eine sich in die Höhe erhebt a b, und der andere sich in die Tiefe herabsenkt c d?

Vater. Das ist die Sonnenbahn (Ecliptik), auf welcher sich die Sonne zu bewegen scheint nach

der Lage, die wir gegen dieses wohlthätige Gestirn haben. Am 21. Merz ist die Sonne nur 12 Stunden sichtbar, und 12 Stunden befindet sie sich unter unserm Gesichtspunkt; sie gehet auf in Osten und unter in Westen. An jedem folgenden Tage rückt sie beim Auf- und Niedergehen etwas näher gegen Norden, sie steigt über die Linie hinauf; ihre Strahlen fallen alsdann senkrechter auf den Theil den wir bewohnen.

Sohn. Unser Sommerhaus liegt, wie Sie mich belehrten, gegen Norden. Im Winter, Herbst und Frühling kommt keine Sonne an unser Fenster. Aber um Johannis haben wir die Früh- und Abend-Sonne.

Vater. Du thust recht, wenn Du über alles, was Dir vorkommt, Betrachtungen bei Dir selbst anstellst. Bemerke auch fleißig den uns sichtbaren Stand der Sonne, des Mittags, Abends und Morgens. Gieb Achtung, ob Dein Schatten, wenn Du um 12 Uhr in der Sonne stehst, nach einigen Monaten eben die Länge habe, die er morgen haben wird. Es steigt also im Frühjahr die Sonne immer höher, macht größere Kreise, verweilt länger über unsern Erdtheil, und giebt uns immer mehr Licht und Wärme. Das geht so fort bis den 21. Jun. Was steht bei diesem Tage in Deinem Kalender?

Sohn. Des Sommers Anfang.

Vater. Dieser Tag ist der längste des ganzen Jahrs. Darauf scheint sie mit jedem Tage wieder zurück zu tretten; sie entfernt sich von Norden und Europa, und wirft nach Verlauf von drei Monaten ihre Strahlen wieder senkrecht auf die Gegend, wo sich die Gelehrten die Linie einbilden, die sie den Aequator nennen. Die im Norden und höher wohnen, als ich das Wort Europa hingeschrieben habe, sehen die Sonne nicht mehr über ihrem Kopfe, sondern tief an der Erde. Nun wird zum zweitenmal Tag und Nacht einander gleich. Sieh in Deinem Kalender; wann geschieht dieß?

Sohn. Das geschieht den 23. Sept. Herbst's Anfang.

Vater. Nun entfernt sich die Sonne von der Gegend, die ich mit c. bezeichnete, noch weiter, und kommt bis gegen den 21. Decemb. herunter bis d. Was sagt Dein Kalender bei diesem Tage?

Sohn. Winters Anfang.

Vater. Der Platz, welcher auf der Erdkugel höher liegt, als wo ich Europa geschrieben habe, bekommt keine Sonnenstrahlen, und die Einwohner desselben liegen in einer halbjährigen Nacht. Die Strahlen, die sie uns schenkt, kommen in einer überaus schiefen Richtung zu uns, die Luft wird immer kälter, die Sonne hält sich wenige Tage bei uns auf; sie hat nicht mehr die Kraft das Gewässer

flüssig zu erhalten, und läßt es geschehen, daß unsre Erde mit Eis und Schnee bedeckt werde.

Sohn. Nun hab ich einen Begriff von der Abwechslung der Jahrszeiten.

Vater. Lerne die Weisheit und Güte Gottes aus dieser vortrefflichen Einrichtung erkennen.

Das Leben gleicht den Jahreszeiten.
Der Frühling ist die Zeit der Saat;
Der schmeckt der Erndte Süssigkeiten,
Wer ihn dazu genützet hat.

Der Sommer reift die vollen Aehren,
Der Herbst theilt milde Früchte aus;
Der Winter kommt, sie zu verzehren,
Und findet ein gefülltes Haus.

Es fließe mir dann nicht vergebens
Der Frühling meiner Jahre hin:
Auf Kenntnisse zum Glück des Lebens
Und Tugenden geht mein Bemühn.

Daß man in meinem Sommer sage:
Seht, seine Erndte, sie ist groß!
Dann füllt im Herbste meiner Tage;
Auch Frucht in manches Dürft'gen Schooß.

Und ich darf nicht das Alter scheuen;
Ich bin an weisem Vorrath reich.
Ich kann mich meines Winters freuen:
Denn nichts ist meinen Schätzen gleich.

Gebunden bei
F. X. BEER
in
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleine Bildergallerie von guten und bösen Knaben und Mädchen in 24 Kupfern bildlich vorgestellt und durch ebenso viele moralische Erzählungen erklärt

Bd.: [1]

Nürnberg [1820]

Paed.pr. 433-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759333-7